

Rebekka Habermas/Alexandra Przyrembel (Hrsg.), Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 320 S., geb., 55,00 €, auch als E-Book erhältlich.

Das Titelfoto des Sammelbands zeigt einen bebrillten weißen Mann, der in hellem Hemd, heller Hose und Schuhen, eine Art Aktenkoffer und Papiere auf den Knien, im Gespräch zwischen drei schwarzen, mit Schmuck und Lendenschurz bekleideten Männern sitzt, die unterschiedliche Gegenstände in den Händen halten. Es zeigt „de[n] Ethnologe[n] Bronislaw Malinowski (1884–1942) während seiner Feldforschungen auf Neu-Guinea“ (Impressum S. 4), aufgenommen zwischen 1915 und 1918. Die schwarzen Männer bleiben unbenannt.

Das Foto bebildert die drei Schlagworte des Untertitels – Kolonialismus, Wissen, Moderne – auf eine Art, die Assoziationen an die Wissens- und Weltordnung zur Zeit der imperialen ‚Zivilisierungsmissionen‘ in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts abrufen. In der Einleitung schlagen die beiden Herausgeberinnen eine Verschiebung in der Interpretation vor, eine De-Hierarchisierung und Dynamisierung: die „Globalisierung von Wissen im langen 19. Jahrhundert“ als Konstruktion empirischer Wissenschaft innerhalb von „Forscher- und Sammlergemeinschaft[en]“ zu verstehen, an deren „Netze[n] des Wissens“ einheimische Akteure in den Kolonien mitknüpften (S. 17). Dies bringt auch eine Verschiebung der analytischen Instrumente hin zur Mikrogeschichte mit sich. Die Fallbeispiele des Bandes sind fünf thematischen Abschnitten zugeordnet, jeweils eingeleitet durch eine systematische Einführung, die die einzelnen Beiträge kontextualisiert. Ein wiederkehrendes Motiv ist die Verflechtung von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft.

Im ersten Block über „Akteurinnen und Akteure“ kritisiert Rebekka Habermas eingangs die überkommene Heroisierung von Wissenschaftlern und den daraus resultierenden „Erinnerungsdienst“ in der Wissenschaftsgeschichte. Als Teil der Dynamisierung dieses Forschungsfelds stellt sie die „Türöffnerfunktion“ wissenschaftlicher Laien heraus, darunter lokale Intermediaries und Diakonissen. Ulrich van der Heyden verweist auf das zeitgenössische „Sammelparadigma“ (S. 53), das einem Missionar wie Alexander Merensky den Zugang zur Wissenschaft ermöglichte. Richard Hölzl zeigt, wie ein Pater wie August Schynse in seiner Funktion als Wissensvermittler teilhatte an den „Übersetzungskaskaden“ (S. 70) von der Mission zur entstehenden Ethnologie. Christof Dejung illustriert am Beispiel des Kaufmanns Salomon Volkart, wie ein wirtschaftliches Wissenssystem, in diesem Fall das Klassierungssystem der Liverpools Baumwollbörse, nicht ohne „personalisierte Vertrauensbeziehungen“ (S. 81) in Bewegung geraten konnte. Bettina Brockmeyer schließlich analysiert am Beispiel des Kolonialbeamten Rudolf Asmis die Werkzeuge der Konstruktion von Wissen, darunter die „Bildung von geografischen Analogien“, die „Berufung auf Erfahrungswissen europäischer Bewohner der Kolonie“, und den „Rekurs auf prominente Ergebnisse der zeitgenössischen Tropenmedizin“ (alle Zitate S. 90).

Im zweiten Themenblock über „Räume“ thematisiert Kerstin Rüther einerseits die „Löcher“ und „Nicht-Orte“ (S. 112) in den Wissensnetzen, andererseits die Rolle spezifischer Räume als „Archive des Wissens“ (S. 113). Ein solches produktives Archiv etwa war das College of Fort William in Kalkutta, an dessen Beispiel Tony Ballantyne die „verbindende Kraft des Briefeschreibens sowie des Buchdrucks“ (S. 125) verdeutlicht, die einen „Rahmen für das Verständnis der Zusammenhänge zwischen Sprachen und Völkern“ geschaffen hat (S. 120). Patrick Harries problematisiert anhand eines Missionsarchivs „zu Afrika“ (S. 127) in Lausanne die Dekolonisierung als Entflechtung und unterschiedliche Lokalisierungen als möglichen Wissensverlust. Am Beispiel vorspanischer Antiquitäten führt Stefanie Gänger aus, wie innerhalb des geteilten „wissenschaftlichen Interaktionsrahmen[s]“ (S. 140) in Peru das „Bewusstsein über unterschiedliche Wissenskomplexe und Standortvorteile“ (S. 141) entstehen konnte.

Im dritten Themenblock „Disziplinen“ betont Iris Schröder, wie „praktisches anwendbares Wissen“ (S. 159) der kolonialen Herrschaft vor Ort diene und die Kanonisierung von Wissenschaftsgebieten beein-

flusste. Für die Disziplin Orientalistik zeichnet Sabine Mangold die Rolle eines osmanisch-türkischen Lektors als „transnationalen Importeurs“ nach, der ebenso zur „Verdichtung der Begegnungen“ an der Universität Leipzig beitrug wie eine „Form der Wissensgenerierung“ (alle Zitate S. 174) zurück in die Türkei transportierte. In Bezug auf die Afrikanistik in Deutschland analysiert Holger Stoecker, wie die Verzahnung mit christlichen Missionsbewegungen das Feld auf den Weg zum „akademischen Gegenstand“ (S. 179) brachte, und wie die Disziplin nach 1918 ohne „starken kolonialen Praxisbezug“ (S. 180) in Konkurrenz beispielsweise zur Sozialanthropologie geriet. Charlotte Trümpler rückt mit der „Grenzgängerin“ (S. 186) Gertrude Bell die Bedeutung der Fotografie als zeitgenössische Dokumentations-technik in der Archäologie in den Mittelpunkt.

Im vierten Themenblock „Medien“ stellt Alexandra Przyrembel die Bedeutung „soziale[r] Praxis des ‚Cultural Encounter‘“ (S. 206) vor und macht den Begriff der Zeugenschaft sowie den *act of witnessing* stark, um die Rolle des *local knowledge* sichtbar zu machen. Barbara Buchenau zeigt am Beispiel des „Song of Hiawatha“, wie eine Figur aus der Literatur in die Werbung wanderte und die „intertextuelle Fusion“ (S. 228) der Aneignung des präkolonialen Nordamerika als US-amerikanische Antike diente. Dass auch in Argentinien das Medium der Fotografie von *indigenas* zur Nationsbildung beitrug, weist Kathrin Reinert nach, indem beispielsweise Gefangene als ‚unzivilisierte‘ oder ‚kriminelle‘ Andere inszeniert und markiert wurden. Anhand der Umdeutung von Kultur- zu Naturgegenständen im königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin belegt Andrew Zimmermann, wie „selbst Objekte ‚ohne Geschichte‘ immer das Produkt umstrittener Geschichte“ sind (S. 257).

Im fünften Themenblock „Ressourcen“ definiert Jakob Vogel den „Resonanzraum“ (S. 268) zwischen bürgerlicher Öffentlichkeit und *imperial security state*, in dem ein Netz aus Patronage, Finanzierung und Vermarktung die staatlichen und ökonomischen mit den wissenschaftlichen Akteuren verband. Ernst-Christian Steinecke zeigt am Beispiel der Ausgrabung von Babylon, wie ein wissenschaftliches Projekt zum „Objekt systematischer wissenschaftspolitischer Intervention“ wurde (S. 289). Die russische Äthiopien-Mission interpretiert Maria Rhode als „Mischung aus imperialer Tauschbörse, einer gelehrten Gesellschaft und einem Geselligkeitsverein“ (S. 299), und verweist damit auf die Wechselwirkungen zwischen „Wissensproduktion und Popularisierung“ (S. 306).

Die Stärke des Sammelbands liegt darin, dass er Autorinnen und Autoren über gegenwärtige disziplinäre Abgrenzungen wie Wissenschaftsgeschichte oder Area Studies hinaus vereint und sowohl dem wissenschaftlichen Nachwuchs als auch Praktikerinnen und Praktikern einen Platz einräumt. Das führt allerdings zu formal unterschiedlichen Beiträgen, was die Länge und Notationssysteme betrifft, und zu einigen flatternden Bildern oder Metaphern, weil „Wissen“ über die Festlegung auf Wissenschaft hinaus unterschiedlich konnotiert und angewandt wird. Wenn die Weiterverwendung des kolonialen Wissensarchivs angeschnitten wird, steht hier und da das Raum-Zeit-Gefüge von Kolonialismus und Moderne in Frage, beispielsweise in den Beiträgen von Harries und Trümpler. Hinzu kommen zumindest implizit Fragen von Erinnerungspolitik und Public History in den Institutionen, die das materielle Erbe der kolonialen Wissenschaft beherbergen. Aus einer europazentrierten Sicht auf die Ordnung der Wissenschaft steht bei der Akteurin Amalie Dietrich die Emanzipation vom *gender* im Vordergrund. Bei einem Perspektivwechsel auf koloniale Praktiken der Wissensproduktion jedoch – beispielsweise der Entweihung von Gräbern, um die Nachfrage nach Gebeinen für die damalige physische Anthropologie zu bedienen¹ – rückt die Funktion von *race* in den Mittelpunkt. Hinzu kommt die Gefahr der weiterlaufenden Objektivierung von Menschen, die während ‚der Moderne‘ als ‚Forschungsmaterial‘ kategorisiert waren, über die tradierte Erzählperspektive. Indigene Akteure sind meist, wie auf dem Titelfoto, als Kollektiv dargestellt und nur selten, wie die *caciques* in Reinerts Beitrag, als handelnde Individuen. Wenn es beispielsweise keine Selbstzeugnisse von Sara Baartman gibt, wie lässt sie sich geschichtswissenschaftlich als Akteurin rekonstruieren?² Hier könnte sich die Auseinandersetzung mit postkolonialen Kategorien doch als produktiv für die „Deprovinzialisierung Europas“ (Dipesh Chakrabarty) erweisen und die Umwandlung des gedruckten Buches in Hypertext eine Kontaktzone mit dem ‚Wissenschaftskörper‘ von Historikerinnen und Historikern im globalen Süden schaffen.

¹ Vgl. Birgit Scheps, Skelette aus Queensland – Die Sammlerin Amalie Dietrich, in: Holger Stoecker/Thomas Schnalke/Andreas Winkelmann (Hrsg.), Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen, Berlin 2013, 130–145.

² Vgl. intermedial die Dokumentarfilme von Zola Maseko „The Life and Times of Sara Baartman“ (1998) und „The Return of Sara Baartman“ (2012).

Im Spannungsfeld von Kolonialgeschichte und Wissensgeschichte bietet der Sammelband einen systematischen Überblick über die Forschungsansätze im deutschsprachigen Raum – eine wichtige Anregung für Forscherinnen und Forscher, die über methodische und disziplinäre Grenzen hinausschauen wollen, und ebenso geeignet für den Einstieg ins Thema.

Esther Helena Arens, Köln

Zitierempfehlung:

Esther Helena Arens: Rezension von: Rebekka Habermas/Alexandra Przyrembel (Hrsg.), Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 56, 2016, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81736>> [22.6.2016].